Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 29

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

gehorchte Bolton zähneknirschend. Nach Williams Verrat stand Boltons Rache nichts mehr im Wege. Williams war kein junger Mann mehr, das plötzliche Auftauchen seines Feindes, von dem er wissen mußte, wie wenig ihm ein Menschenleben bedeutete, jagte ihm den Schreck in die Glieder. Er starb aus Angst . . ."

„Ein barmherziges Ende für einen Mann wie Williams!" bemerkte ich.

Nun schwiegen wir beide. Auch drüben in der Matrosenkneipe war es still geworden. Von den Hängen des Libanon kam meerwärts ein warmer Hauch. Die arabische Nacht trat wieder in ihre Rechte.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Wirtschaftslage der Schweiz

„Ein halbes Jahr traut man der Sache noch", schreibt in der „Berner Tagwacht" Dr. Max Weber, während im „Demokrat" H. K. Sonderegger mit warnendem Finger auf die Tatsache hinweist, daß der schweizerische Großhandelsindex im vergangenen März um fast ein halbes % gesunken sei und nur noch 22½ % über dem Punkte des letzten Jahres stehe. Woraus sich eine Krise entwickeln könnte, sobald das Sinken weitergreifen und sich auf den Kleinhandel ausdehnen sollte. Wie stehts wohl in Wirklichkeit?

Es gibt einige herkömmliche „Barometerzeichen", welche die wirtschaftlichen Wetterpropheten beobachten, ohne richtig zu merken, wie bei den veränderten Zeiten keine der frühern Deutungen mehr allgültig seien. Es wird beispielsweise immer gesagt, die Bautätigkeit sei der Schlüssel zur Konjunktur . . . oder, sinkende Bautätigkeit künde eine allgemeine Depression an. Nun wird festgestellt, daß sich die private Bautätigkeit etwa auf der doppelten Höhe des Vorjahres halte. Jedoch durchaus nicht auf Grund „freien Antriebes", wie das eigentlich sein müßte, gälten noch die Gesetze des „freien und von keinen Stimulantien bestimmten Marktes": Bundessubventionen, kantonale Subventionen und entsprechende Beiträge einzelner Gemeinden regen die Bauherren an, sich vor allem Umbauten und Renovationen zu leisten. Dank dieser Anregungen, die auf Geschenke hinauslaufen (und für die Mieter schließlich Mietzinsverbilligung bedeuten müßten), können in diesem Sommer 6½ Tausend Bauarbeiter mehr als im letzten arbeiten. Aber beinahe 23,000 Mann stehen immer noch abseits, finden keine Arbeit. Und wieviele würden es sein, wenn die öffentliche Hand nicht das Bauen durch Subventionen angeregt hätte?

Die Frage ist berechtigt, ob die Bautätigkeit wirklich noch, wie ehemals, so völlig als „Konjunkturschlüssel" zu gelten habe. Wo doch sehr deutlich die Exportindustrie und der Fremdenverkehr vorangegangen und die Haussewelle via Teuerung über die Transportanstalten und die Binnen-Wirtschaft gekommen. Sollten aber die alten Theoretiker Recht haben, was muß man aus der Tatsache lesen, daß in den großen Städten die Mieten ganz leicht sinken, in Bern fast 1 %? Von steigenden Wohnungsansprüchen, aus welchen heraus sich ja schließlich der Wohnbedarf ableitet, ist also nichts zu merken. Mit andern Worten: Beamte, Mittelstand usw. denken noch lange nicht daran, aus Drei- in Vierzimmerwohnungen überzusiedeln. Mithin kann es ihnen so viel besser noch nicht gehen, und ein weiteres Anziehen der Konjunktur ist höchst wünschenswert. Wie aber, wenn sich die Folgen der Abwertung schon bald erschöpfen und niemand weiß, was man tun könnte, um der Binnenwirtschaft Antriebe zu geben . . . andere als durch „Abwertung" und durch „Subventionen"?

Hoffen wir, der sinkende Großhandelsindex kehre nochmals um und lasse den Verantwortlichen noch eine längere Frist, um zu überlegen, was es zu tun gelte, falls, ja eben, falls die natürliche Entwicklung, die berühmte, wieder absacken will.

Ferner Osten und naher Westen

Am 21. Juni letzthin soll sich in der neuen Hauptstadt von Mandschukuo, in Tschangtschun, der Kaiser dieses Staates, der letzte und unseligste Sproß des chinesischen Kaiserhauses, selbst umzubringen versucht haben. Oder aber es habe sich einer seiner Untertanen gegen ihn erhoben, was weiß man! Die Weltpresse hat gebührend wenig über dieses Attentat oder „Selbstattentat" geschrieben. Was liegt auch daran, wenn Pu Yi stirbt? Ist er denn Kaiser? Dem Namen nach, ja, aber die Herrschaft besitzen die Japaner. Und wenn eines Tages der Plan auftauchen sollte, die Mandschurei nun endgültig zu annektieren, was tut man mit Pu Yi? Am besten wär's, er würde verschwinden! Endgültig! Weshalb man denn auch den Verdacht nicht los wird, das Attentat auf den Schattenkaiser solle die Annexion, die endgültige, einleiten, und es sei kein mandschurischer Bandit gewesen, der das Mordmesser erhob.

Was die Welt mehr wunder nimmt, als die Vorgänge von Tschangtschun, das sind die Pläne der japanischen Militärpartei. Es war noch immer die Taktik der „Kriegerkaste", einen Krieg oder wenigstens eine „Rauferei" heraufzubeschwören, wenn sie die Nation in Bahnen des Friedens einbiegen sah, das heißt in Bahnen, die schließlich bis zum Beweis der Ueberflüssigkeit sämtlicher Häuptlinge und Generäle führen mußten. Und da nun in Japan nach der furchtbaren Wahlenttäuschung der Militärpartei, die zum Sturz des Kabinetts Hayaschi führte, eine neue, von den großen Parteien abhängige Regierung amtet, die parlamentarisch sein will, müssen die Kriegsgurgeln Verwicklungen finden. Da oder dort! Wenn daraus ein Krieg entsteht, wird kein Parlament wagen dürfen, die Verteidigung des Landes zu sabotieren.

Im übrigen hofft die japanische Armee, Chinesen und Russen würden die Güte haben und ihrerseits für Zwischenfälle sorgen. Seit den Erschießungen in Moskau und den maßlos um sich greifenden Verhaftungen und Aburteilungen gerade im östlichen Sibirien liegt der Gedanke direkt auf der Hand, Stalin könne Abwechslung brauchen und das russische Publikum mit einigen Alarmschüssen aus dem Amurgebiet unterhalten. Und bei den Chinesen gibts immer wieder Heißsporne, denen die Armeereform zu lange dauert, und die glauben, nach der Versöhnung zwischen Sowjetchina und Nanking sei man stark genug zum Losschlagen! Es braucht also nur ein wenig arrogante Aufführung japanischer Offiziere, und die Chinesen werden ihren gelben Brüdern den Liebesdienst erweisen und zu schießen anfangen. Oder die Russen werden es tun. Krieg braucht daraus ja noch nicht zu werden. Wenn nur das Volk Japans nicht umdenken lernt! Wenn es nur weiterhin an die Unabwendbarkeit der Abrechnung mit Moskau und Nanking glaubt, bis zum „großen Moment", der einmal kommen muß: Bis zum Ausbruch des Brandes in Europa!

Die Kämpfe auf dem Amurfluß, die Besetzung und nachherige Räumung einiger Inseln des Stromes durch die Russen, das Auffahren von Kanonenbooten beider Parteien, die nachherigen Protestnoten und schließlich das Verhandeln, gehören in dieses Kapitel. Man muß sich die Japaner vorstellen: Ihr Spionagedienst berichtet von regelrechten Kämpfen zwischen der GPU-Truppe und Offizieren, die verhaftet werden sollen; wäre da der Moment nicht günstig? Warum man dagegen das chinesische Feuerlein anblies, ist weniger klar: Der tatsächliche Angriff und die Besetzung zweier Forts in der Nähe von Peiping ging von den Chinesen aus; der Gegenangriff der Japaner aber führte über die wiedergenommenen „Städte" hinaus. Tschang Kai Scheck befahl zuerst öffentlich und demonstrativ, der Zwischenfall solle friedlich erledigt werden, dann aber, Provokationen seien mit Gewalt abzuwehren. Kommt's wohl zum Schlagen?

Viel hängt von dem ab, was jetzt Europa tut. Bleibts ruhig, dann wird Japan sicher den Ausbruch mäßigen . . . Von Amerika her kam der belgische Regierungschef van Zeeland mit gewissen Nachrichten. Vor seiner

Heimkehr nach Brüssel suchte er London auf und konferierte mit der britischen Regierung. Es ist keine kleine Sache, die van Zeeland verfolgt, und die seine Hintermänner in der Stille aufziehen. Gewiß geht es um wirtschaftliche Dinge, und politisch werden sie nur, weil sie sich in letzter Zielsetzung gegen die „reine Politik" der Militär- und Diktaturstaaten mit ihrer Friedensbedrohung richten.

Um es Hitler und Mussolini nicht selbst offen sagen und die diplomatischen Formen verletzen zu müssen, lassen die Engländer und Franzosen schon seit langem gern Amerikaner sprechen. Man denke, ein britischer Staatsmann hätte Worte gewagt, wie sie der Botschafter in London, Bingham, an einem Bankett anläßlich des amerikanischen Unabhängigkeitstages ausgesprochen: „Die Despoten haben das britische Reich und USA zur Wiederaufrüstung genötigt . . . Um einen Krieg vorzubereiten, ist die Diktatur, um ihn zu gewinnen, die Demokratie besser . . . (zu „beenden", sagte Bingham, meinte aber offensichtlich das siegreiche Durchhalten und Erledigen) . . . Den Rüstungswettlauf aber werden das britische Weltreich und USA gewinnen . . . es ist gar nicht anders möglich!" Solche Reden gehören in die stillschweigende Arbeit, welche sich die Zähmung der Diktaturen ohne Krieg als Ziel gesetzt hat. Van Zeelands Mission gehört ebendahin.

Einerseits aufrüsten, um allen Abenteurern die Lust nach größern Unternehmungen, als es die abessinischen und nun die spanische sind, zu nehmen, anderseits durch Wiederherstellung des Welthandels eine Suggestion über die Länder verbreiten, daß „Friede vorteilhafter als Krieg sei", und bis dahin nur einfach die Dämme gegen den Durchbruch des spanischen Flammenmeers zu sichern, das ist's, was geschieht.

Aber die Westmächte greifen nun schon zu sehr drastischen Mitteln: Um die gestörte Seekontrolle Spaniens wieder zu erzwingen, hebt Frankreich die Kontrolle an seinen Landgrenzen auf. Wirds nützen? Dann wartet im Fernen Osten Japan umsonst auf den „großen Tag". Ob aber diese Geduldsarbeit Erfolg hat? Wir dürfen nicht vergessen: Sie müßte sogar mitten im Weltbrand fortdauern. —an—

Kleine Umschau

Das Barometer fällt und fällt und zwar sowohl unser klimatisches, wie auch das große, weltpolitische. Und da ist wohl das eine die Folge des anderen. Für unsere „Kleinen Mädels" ist dieser hochsommerliche Kältetiefstand geradezu eine Katastrophe. Denn endlich und schließlich zu was hat man denn schöne, runde Arme, wenn man sie in die Jackenärmel hineinstecken muß, und zu was hat man noch schönere, tadellose schlanke Beine, wenn man sie in Strümpfen verstecken muß, anstatt sie bewundern lassen zu können. Denn wenn die Kleinen Mädels nicht bewundert werden, dann bekommen sie Minderwertigkeitsgefühle, und ein Kleines Mädel, das Minderwertigkeitsgefühle hat, ist eben kein Kleines Mädel mehr, sondern eine alternde Jungfrau, die von Stunde zu Stunde miesepetriger wird. Und das steckt dann natürlich alle jungen Männer an und auch die älteren, so sie noch ein Herz im Leibe haben. Und da wird dann die ganze Welt einfach unverträglich. Und wenn man bösen, verleumderischen Zungen glauben dürfte, so hätte sich das schon beim letzten Fackelzuge der „alma mater", anläßlich der „Geistigen Wehrbereitschaft", gezeigt. Dort sollen sich nämlich in vorgerückter Nachtstunde, beim Kommers nach dem Fackelzug, die verschiedenen Korporationen eben wegen ihrer geistigen Wehrbereitschaft ganz gründlich in die Haare geraten sein. Na, aber selbst wenn es wahr wäre, wäre das auch noch nicht so schrecklich. Junger Wein muß eben gären und gärt er nicht, dann wird sein Lebtag nichts daraus, wie saurer Krätzer. Und übrigens gerade während ich dies niederschreibe, huscht ein verlorener Sonnenstrahl über meinen Schreibtisch. Vielleicht war das die Wetterkrisenwende und da hätten wir sogar noch Aussicht auf das Steigen des politischen Barometers. Wenn die Kleinen Mädels dann wieder „blütteln" können, bekommt auch die ganze Stadt gleich ein freundliches Gesicht.

Und wir können das ganz gut brauchen, denn es hängen auch noch sonst genug schwarze Wolken über unseren Häuptern. Da ist gleich die zu erwartende Erhöhung der Hundetaxen von 20 auf 50 Franken. Das trifft ja allerdings nur einen kleinen Teil der Steuerträger, nämlich die Hündeler und die Hundebesitzer, diese aber dafür, mindestens z'Bärn, tüchtig. Denn da ja den Gemeinden die Festsetzung der Höhe der Hundetaxen frei bleibt, so werden die Landgemeinden wohl bei den 5 Franken bleiben, die geldhungrigen Stadtgemeinden aber, die übrigens die Zahl ihrer Hunde auch aus Straßenreinlichkeitsgründen herabsetzen wollen, werden sich unbedingt auf das Maximum versteifen. Und wenn dann der Besitzer irgend einer Dackelina oder Boxerine Mutterfreuden erlebt, oder irgend eine Schäferhündin bei einer Schäferstunde zu entgegenkommend war, und der Herr es nicht über das Herz bringt, die 3—4—5 jungen Hundeweltbürger, die wohl sehr putzig und vielleicht dazu sogar noch rassenrein sind, kaltschnäuzig zu ermorden, dann ist die Katastrophe da. Wenn er die Sprößlinge nicht rechtzeitig verkaufen oder verschenken kann, dann zahlt er samt der Mama 300 Franken Hundesteuer, falls er dazu überhaupt im Stande ist. Und wenn er nicht dazu im Stande ist, dann werden ihm entweder die Hunde gepfändet oder er selber wird von den Hunden weggepfändet. Ganz genau kann ich das nicht sagen, da ich nicht so weit zukunftshundegesetzkundig bin.

Sehr unangenehm wird bemerkt, daß in der Großratshundetaxenabschätzungskommission kein einziger Hündeler oder auch nur Hundesachverständiger sitzt, und auch sonst lauter Hundefeinde, obwohl schon Goethe sagte: „Dem Hunde, wenn er gut gezogen, wird selbst ein weiser Mann gewogen." Sehr unangenehm empfunden wird auch der große Spielraum zwischen den Hundetaxen. So sagte mir ein Bieler: „Mein Hund muß 50 Fr. zahlen, weil er eventuell das Trottoir verunreinigen könnte, kommt aber ein Brügger oder Ligerzer Hund nach Biel, so kann er sich diesen Sport für 5 Franken leisten. Wo bleibt da die Demokratie?"

Ein Landhundebesitzer aber sagte mir, daß die Leute, die auf dem Lande für die Hundesteuererhöhung und die damit verbundene Verminderung der Hunde eintreten, mit Vorsicht zu betrachten seien. Denn bei diesen stecke meist irgend ein unbewachter Küngelistall oder Baumgarten als Vater des Wunsches im Hintergrund. Auf dem Lande müsse der Hund eben die Sekuritas ersetzen. Ein stadtbernischer Jäger aber erklärte die 50 Franken für einen Jagdhund für direkt unmoralisch, denn was ein richtiger Jäger sei, der müsse eben einen Hühnerhund, einen Laufhund und für das Fuchsausgraben einen Dackel haben. Und wenn er einmal ein Wild nur anschweißen sollte, so braucht er auch noch einen Schweißhund. Das macht allein 200 Fr. und bei solchen Spesen werde die Jagd unerschwinglich.

Uebrigens tröstete der Präsident der Hundekommission den Großen Rat damit, daß z'Bärn schon vor 100 Jahren eine Hundesteuer erhoben wurde, sie sei also nichts neues unter der Sonne. Aber in dieser Beziehung ist die Damenmode der Hundetaxe doch noch weit überlegen. Wie italienische Zeitungen berichten, wurden in einem Dorfe der Insel Kandia 5 kleine Statuetten von Göttinnen aus der Zeit des Königs Minos ausgegraben. Diese Statuetten sind mindestens 5000 Jahre alt und jede der 5 Damen ist um die Mitte gegürtet und trägt ein vorn mit einem steilen Krägelchen fest geschlossenes Gewand, das rückwärts ein tiefes, spitz zulaufendes Dekolleté zeigt, also ganz wie heute bei uns. Die Haare der Göttinnen aber sind kurz geschnitten und zwar im Nacken in Form eines in Spitze endenden Eatonkopfes. Und auf dieser Frisur balanciert ein kleines, spitzes Käppchen. Sollte man da nicht meinen, unsere Modekreatoren wären Archäologen?

Christian Luegguet.